

bausiedlungen besucht, egal, wer hinter der jeweiligen Tür wohnte. Das hat über fünf Jahre gedauert. In dieser Zeit sind mir die Menschen hier begegnet mit allem, was sie denken und sagen. (Und das war noch weit vor der vielzitierten „Wende“.)

Heute schätze ich an meinem Dienst als Pfarrer vor allem die umfassende Menschenbegegnung jeglicher Form; es gibt da kaum Ausnahmen. Damals unter dem Sozialismus wie heute in der bürgerlichen Nettigkeitsgesellschaft habe ich immer darüber gestaunt, mit welchem Vertrauensvorschuß in der Regel sogar vor allem die nicht christlichen Menschen einem Pfarrer begegnen, bisweilen sogar ohne zu fragen, ob man wirklich einer ist. Denn ich habe all die Jahre es mit Nachdruck verschmäht, in geistlicher Kleidung aufzufallen und gegebenenfalls die Besuchten zu diskreditieren.

Mein Lebensstil heute wird fast vollständig von dem Leben in der Gemeinde geprägt; in einem neuen Pfarrhaus, das nach der Wende erst gebaut werden konnte, hoffe ich ein offenes Haus zu halten für jeden, der kommen will. So bin ich in meinem Wohnen immer gewärtig, daß Besuch kommt, bisweilen ist es störend, dann sage ich es und finde so gut wie immer Verständnis. Über Einsamkeit kann ich nicht klagen, weil immer etwas geschieht. Seit dem zweiten Jahrfünft meines Hierseins, nach der Zeit, als wir etwa wieder fünf Jahre lang in Glaubensseminaren versuchten, uns näherzukommen, was nur teilweise gelang, bin ich mit einem großen Teil der Gemeinde „per du“, was mir nach vielen Priesterjahren zum ersten Mal das Gefühl vermittelte, der Gemeinde nicht mehr gegenüberzustehen, sondern mit Brüdern und Schwestern zusammenzuleben. Das ist auf der einen Seite ungeheuer wohltuend, auf der anderen aber auch anstrengend, weil die Selbstverständlichkeit, seine Stacheln zeigen zu können, mit zu verkräften ist.

In allen Jahren habe ich mich immer angeboten, auch als Referent im Bistum oder sonstwie tätig zu sein, damit wollte ich – ich glaube, es hat mir sehr gutgetan – vorbeugen, daß sich der Horizont einengt und man als Pfarrer nur in der eigenen Gemeinde „verbauert“. Denn bei allen vielen kleinen und großen Aufgaben bleibt viel Zeit übrig, in der

sich nicht allzuviel tun muß. Der Zwang, theologisch zu arbeiten, um über das Normale hinaus bestehen zu können, hat sich jedenfalls für mich als außerordentlich heilsam erwiesen in vielfacher Hinsicht; vor allem für das eigene geistliche Leben ist es wichtig, die Wachheit zu bewahren, hinter den immer selben Worten des Evangeliums jeweils neu die Antwort für die Zeitfragen durch intensives Suchen zu finden. Nur bei genauer Fragestellung gibt es da entsprechende Antworten zu erwarten, sonst droht die Gefahr des Einerlei und der ausgemachten Langeweile, die der Routine entwächst. Zum anderen war das theologische Weitermachen auch so etwas wie eine Selbstbestätigung und ist es bis heute, einmal Gelerntes an Methode sich sachlich immer neu bestätigen zu lassen. Ich glaube schon, daß ein Pfarrer zuerst Theologe sein muß, das nehmen mir meine Leute ab; wenn ich auf anderen Gebieten nichts „bringe“, nehmen sie mir das nicht krumm und helfen mir, wenn sie von mir mein Spezifikum in Predigt, Seminar oder dergleichen erwarten können in der gehörigen und verständlichen Qualität. Nicht ganz so leicht ist es mit dem Umgang unter den „Kollegen“, da ist fast jeder eine geschlossene Monade, wir sprechen zwar miteinander, aber es kommt in der Regel über die Freundschaftlichkeit nicht hinaus, ich weiß selber nicht, wie man dem begegnen wollte, ob ich es wirklich will, bezweifle ich sogar. Hier ist es ein bißchen Konkurrenzdenken, dort ein bißchen uneingestandene Hilflosigkeit, dann kommt wohl auch hinzu, daß wir als „Alleinunterhalter“ mehr gewohnt sind zu reden, als zuzuhören. Ich habe mir bisher damit geholfen, da wird aber das Wachstum hoffentlich noch weitere Fortschritte machen, indem ich viel mit jungen Leuten, also Praktikanten oder dergleichen, zusammenlebe und versuche, mit ihnen den Stil meiner Arbeit zu leben und zu besprechen. Das ist nicht so schwer, und kann hoffentlich helfen, diesem Dienst die Jahre, die mir noch geschenkt werden, verbunden zu bleiben.

Franz Kuhn

An Ostern 1992 wurde ich sechzig Jahre alt. Im Jahre 1958 wurde ich zum Priester ge-

weiht. Seither bin ich „ein Diener Christi in der Kirche“, wohlverstanden „kein Diener der Kirche“, sondern „ein Diener Christi in der Kirche“. Diese kleine und doch für mich so wichtige Unterscheidung hilft mir, mit Paulus zu sprechen: „Weil wir unser Amt durch das Erbarmen Gottes empfangen haben, darum verlieren wir den Mut nicht“ (2 Kor 4, 1).

Wenn Sie mich fragen, wie ich mich als Mensch in meinem Alter in dieser Berufung fühle, dann muß ich Ihnen eine Antwort geben, die ehrlich ist und über die ich manchmal selber erstaunt und kritisch bin: „Ich fühle mich wohl, bin zufrieden, und . . . ich würde, so ich nochmals von vorne beginnen könnte, diesen Weg im großen und ganzen noch einmal gehen.“ Das ist für mich das größte Geschenk. Der Grund zu dieser Aussage ist nicht, daß ich mir ein Leben in Gemütlichkeit zurechtgelegt habe, sondern ein großer Teil meines Lebens wurde von andern zurechtgelegt. Es wurden mir Aufgaben übergeben, die ich eigentlich gar nicht wollte, sondern ich übernahm sie in Gehorsam. Ich wünschte mir vom Bischof in einem Gespräch eine kleine bis mittlere Landpfarrei. Jetzt bin ich in einer der größten Stadtpfarreien des Bistums Basel. Vieles von dem, was ich bin, ist nicht das Ergebnis von Methoden, sondern von glücklichen Inkonsequenzen, denn „da waren Lücken im System, Ritzen, aus denen hervorbrechen konnte, was in uns steckte, weil Gott es uns in die Wiege gelegt hat“, sagte einmal Zerfaß. Viele Menschen haben mir geholfen, daß ich als Pfarrer Mensch bleiben konnte. Was ich brauche, ist eine Gemeinschaft, eine Familie. Diese Familie habe ich immer im Pfarrhaus gefunden und nicht außerhalb. Dies hängt damit zusammen, daß ich immer ausgezeichnete Pfarrhauhaltnerinnen gefunden habe, die nicht nur den Pfarrer tragen, sondern alle, die im Pfarrhaus wohnen. Unser Pfarrhaus ist ein Haus, in dem es allen wohl sein muß und kann. Wir haben einen großen Familientisch. Alt und jung trifft sich, ißt und lebt miteinander. Ich habe Kinder großgezogen, Menschen in Lebenskrisen bei mir aufgenommen. Bei mir im Pfarrhaus lebt ein ehemaliger Vikar usw., und das brauche ich, und von und mit diesen Menschen lebe ich. Ich

habe das Zölibat versprochen und . . . bis jetzt gehalten. Was ich aber nicht versprochen habe, ist ein Leben in einem Pfarrhaus als Einsiedler zu verbringen. Weil ich „daheim“ bin, kann ich für andere „da“ sein.

Ich lebe und arbeite auch in einem Seelsorgeteam mit rund zwölf Männern und Frauen. Ein Pool von verschiedenen Charakteren, Lebens- und Glaubenswegen, jung und alt, verschiedenen Charismen. Nicht einfach. Man könnte an einer solchen Situation zugrunde gehen, sich aufreiben. Unsere Generation wurde nicht geschult in der Leitung eines Teams, in Konfliktlösungen. Für mich ist das eine tägliche Herausforderung. Wir versuchen das Ziel der Seelsorge in kleinem Kreise zu verwirklichen: „Der Mensch soll unter Gottes Augen Subjekt werden können, seine eigentliche Berufung entdecken; er soll unter Gottes Augen Mensch werden dürfen; er soll zu der Freiheit der Kinder Gottes erwachen, die Gott ihm zugedacht hat.“ (Johann Bapt. Metz) Was ich andern zugestehe, das empfangen ich hundertfach.

Mein Leben bietet nicht viel Außerordentliches. Ich stehe meist um 6.00 Uhr auf und gehe müde abends um 23.00 Uhr ins Bett. Ab und zu gehe ich am Montag spazieren. Von Zeit zu Zeit zwei bis drei Tage ohne Menschen, weg vom Pfarrhaus. Rund 14 Tage Ferien und sonst bin ich an der Taubenstraße 12 zu finden. Ich muß nicht Außerordentliches suchen, sondern das Außerordentliche, das Geheimnis des täglichen Lebens, leben und . . . da finde ich Gott und . . . den Menschen . . . und mich selbst. Mit 60 Jahren ist man, ob pensioniert oder nicht, immer, wie Bischof Hänggi sagt: „i. R.“, d. h. in Rufweite von Gott und den Menschen.

Noch habe ich etwas vergessen. Mein Hobby, das mir sehr viel Freude macht, sind meine Kaninchen (Franz. Widder). Ich mache sie glücklich, wenn ich ihnen zweimal am Tag das Futter bringe und regelmäßig den Stall miste. Sie machen aber auch mich glücklich, wenn sie mich mit ihren großen Augen anschauen. Ein Kind adressierte seinen Brief mit: Lieber Chüngelipfarrer, und . . . es hat mir damit bescheinigt, daß ich wenigstens in seinen Augen „Mensch“ geliebt bin.